Die Kriegsberufe der Frau.

Der gegenwärtige Krieg, der die Lösung so mancher wirtschaftlicher und sozialer Probleme in schnelleres Fahrwasser gebracht hat, zeigt uns auch in der Praxis, was Frauen zu leisten vermögen. Früher diskutierte man wohl darüber, ob die Frau auch gewisse Berufe ausüben könnte. Die Ereignisse haben diese Fragen entschieden; denn die Lücken, die durch das Fehlen der Einberufenen entstanden sind, haben allenthalben durch weibliche Ersatzkräfte ausgefüllt werden müssen.

Freilich hatte sich die Frau schon lange vor dem Kriege in die verschiedensten Berufe Eingang verschafft, an den Universitäten und selbst an den technischen Hochschulen waren Hunderte von Hörerinnen eingeschrieben, und in der Medizin, der Zahnarzneikunde und den verschiedensten anderen gelehrten Berufen, sogar in der Rechtspflege hatte sich die Frau schon längst bewährt. In gewissen kaufmännischen Stellen hatte sie ihre männlichen Konkurrenten sogar überflügelt; als Postbeamtin und zur Bedienung der Telefonzentralen hatte sie sich eine Sonderstellung erworben. Viele Frauen träumten wohl von völliger politischer Gleichstellung mit dem Manne, und namentlich jenseits des Aermelkanals bemühten sich manche in recht handgreiflicher Weise, diese Träume in die Tat umzusetzen. Demgegenüber stehen die Berufe, die von jeher das fast unumschränkte Reich der Frau waren, Kindererziehung, häusliche Betätigung und Krankenpflege, und in dieser Hinsicht bietet ja der gegenwärtige Krieg ein so überaus reiches und dankenswertes Tätigkeitsfeld. Derselbe Krieg verlangt aber von der Frau auch eine unmittelbare Mitwirkung und beruft sie, damit das Wirtschaftsleben durch das Fehlen männlicher Kräfte nicht in Stillstand gerät, in die verschiedensten Tätigkeitszweige.

Besonders in den Großstädten sind diese Kriegsberufe der Frau überaus zahlreich und augenfällig. Allenthalben trifft man sie in den ungewohntesten Rollen an: in den Straßenbahnen waltet sie in der Uniform ihrer männlichen Kollegen, und mit derselben Sicherheit wie diese, eines Amtes, zu dem sie durch dieselbe gründliche Vorbildung befähigt ist. Neuerdings sind sogar die ersten Straßenbahnfahrerinnen eingestellt worden; als Fahrstuhlführerinnen bewähren sich Frauen vorzüglich und bei der Billettkontrolle am Aufgang zu den Bahnsteigen lassen sie nichts zu wünschen übrig. Auf dem Bahnsteig selbst, sowohl bei der Stadt-, wie auch bei der Untergrund- und Hochbahn, finden sie in Berlin gleichfalls ein recht ungewohntes Feld zur Betätigung; dort stellen sie die Zugrichtungsanzeiger ein und sorgen bei abfahrenden Zügen für das Schließen der Wagentüren.

In allen deutschen Großstädten werden Frauen mit der Reinigung und dem Ausfegen der Straßen betraut und gelegentlich trifft man sie auch als Droschkenkutscherinnen und Kraftwagenfahrerinnen an. Ebenso sind sie in recht großer Zahl als Fahrschaffnerinnen anstelle der sogenannten „messenger boys" getreten. Die Morgenpost erhält man gar häufig aus den Händen einer Briefträgerin, die es trotz gelegentlichen Plauderns mit den Kolleginnen an Pünktlichkeit nicht fehlen läßt, und Gas- und Elektrizitätszähler werden von weiblichen Angestellten mit gewohnter Gewissenhaftigkeit geprüft. Mit Leiter und Eimer bewaffnet, sehen wir die Fensterreinigerin durch die Straßen ziehen, und in verschiedenen Handwerken, z. B. im Bäckergewerbe, würde man ohne weibliche Gehilfinnen nur schwer auskommen. In Barbierläden waltet sie mit viel Geschick und Anmut ihres Amtes, und ebenso verschmäht sie auch die größte Arbeitsleistung nicht, wird doch die Nord-Südbahn, die neue Berliner Schnellbahn, zum großen Teil mit weiblichen Arbeitskräften gebaut. Sogar Fabrikszweige, die an die körperliche Kraft und Ausdauer der Arbeiter so hohe Anforderungen stellen, wie z. B. Waffen- und Munitionsfabriken, beschäftigen gelegentlich auch Arbeiterinnen, kurz, die Beschäftigungsmöglichkeiten der Frau kennen anscheinend kaum eine Grenze. Die Kellnerin, eine in Süddeutschland von jeher gewohnte Erscheinung, war bisher in den besseren norddeutschen Bierlokalen und Kaffeehäusern nur selten anzutreffen; auch hier hat der Krieg mit manchem Vorurteil aufgeräumt.

Wenn die Frau also in allen Berufen und auf allen Stufen der Gesellschaft Stellvertreterin und Kollegin des Mannes wird, erreicht sie hiermit einen doppelten Zweck: Auf der einen Seite wird jede Stockung des Wirtschaftslebens verhindert, und andererseits wird Frauen, deren Männer in den Krieg gezogen sind, willkommene Gelegenheit zum Broterwerb gegeben.

Werden nun aber die Frauen, die im Kriege in früher ausschließlich „männliche" Berufe eingetreten sind, nach Friedensschluß, wenn alles wieder ins gewohnte Geleis kommt, die eroberten Stellen aufgeben wollen? Viele von ihnen werden natürlich nur zu gern, sobald ihre Aufgabe zu Ende geführt ist, zurücktreten und sich mit erneutem Eifer den Pflichten widmen, die man von Alters her als den natürlichen Beruf der Frau ansieht. Andere aber werden wohl ihre Stellungen behalten dürfen, zumal der Krieg leider so viele Lücken in die Reihen der Männer reißt und die Heimgekehrten so manche neue Aufgabe antreffen werden, die ihrer harrt, wenn sie sich an dem Wiederaufbau des Zerstörten beteiligen und den zu erwartenden wirtschaftlichen Aufschwung ausnutzen wollen.

1

2

3

4

No. 1 Frauen als Straßen- und Anlagegärtnerinnen.

No. 2 Frauen als Kontrolleurinnen für Elektrizitäts- und Gasuhren.

No. 3 Eine Frau als Fensterputzerin.

No. 4 Eine Frau als Droschkenkutscherin.

Selbsthilfe der Hausfrau.

Das Aufpolieren von Möbeln läßt sich im Rahmen dieses Artikels auch nicht annähernd schildern, denn ohne genaue Anleitung wird höchstens ein „glänzender" Mißerfolg erzielt, aber Flecke aus polierten Möbeln kann die Hausfrau leicht entfernen. Weiße Flecke, welche durch Aufstellen heißer Gefäße oder Begießen mit heißem Kaffee oder Wasser auf polierten Flächen entstehen, entfernt man, indem man dieselben mit nasser Zigarrenasche bedeckt und diese einige Zeit, bei älteren Flecken entsprechend länger, darauf liegen läßt. Reibt man nun mit der Fläche eines Korkpfropfens, den man vorher über einer Flamme etwas angekohlt, tüchtig über die mit der Asche bedeckten Stellen, so verschwinden die Flecke spurlos. Sodann wird die Fläche klar abgewaschen, mit einem mäßig mit Petroleum befeuchteten Lappen glänzend gerieben. Wasserflecke bestreut man mit Chlornatrium (Kochsalz) und träpfelt auf dieses so viel Wasser, daß es gerade feucht ist und sich zu lösen beginnt. Nach einer Weile trocknet man die polierte Fläche sauber mit einem weichen Tuch ab. Dann wird durch Reiben mit einem guten, weichen Kork der verloren gegangene Glanz bald wieder hergestellt.

Kleine Möbelreparaturen, wie abgelöste Gesimsleisten u. s. w. werden mit Leim ausgeführt. Leim darf nicht kochen, wie viele meinen, er ist bereits in der Fabrik gekocht! Man übergießt die Tafeln, welche von bester Qualität sein sollen, mit reinem, kalten Wasser, so daß sie reichlich bedeckt sind, und läßt sie darin etwa 12 bis 15 Stunden weichen. Dann wird das Wasser abgegossen und der Leim ohne weiteren Wasserzuguß im heißen Wasserbade zerschmolzen. So ist der Leim gebrauchsfertig. Nun wird zuerst von den aufeinander zu leimenden Holzflächen aller alte Leim sauber entfernt, wozu ein Messer, oder besser noch, eine feine Raspel oder grobe Feile dient. Dann wird das anzuleimende Stück warm gemacht, beide Bindeflächen mit Leim bestrichen und das Stück einige Minuten fest angedrückt. Der herausquellende Leim ist schon nach 15 Minuten gallertartig erstarrt und kann mit einem flachen Holzspan mühelos entfernt werden. Läßt man ihn festtrocknen, so springt er von selbst los, reißt aber meist die Politur mit und die Schandflecke sind da. Leim dick zu verarbeiten, ist ganz widersinnig, er muß so dünn sein, daß er leicht vom Pinsel fließt. Kann man die Bindeflächen nicht anwärmen, dann muß man schnell arbeiten, damit der Leim nicht erstarrt, ehe er gebunden hat, sonst hält er nicht. Die weitverbreitete Ansicht, daß eine Leimschicht zwischen den Holzteilen die Haltbarkeit bedingt, ist ganz irrig, gerade das Gegenteil ist der Fall: Aller überflüssige Leim muß herausgepreßt werden, nur, wenn Holz an Holz schließt, ist die Haltbrkeit eine so bedeutende, daß bei Gewaltanwendung eher das Holz neben der Leimfuge splittert, als daß der Leim losläßt. Sollen außer Leim auch Nägel und Schrauben Verwendung finden, so sind die erforderlichen Löcher zu bohren, ehe man Leim angibt, auch kann man Schrauben und Nägel schon einsetzen, denn dann muß die Arbeit flott von statten gehen, der Leim wartet nicht mit dem Erstarren. Man löse auch nie zu viel Leim auf einmal auf, denn durch ein wiederholtes Wärmen büßt er an Bindekraft ein. Feucht aufbewahrt wird der Leim schimmelig und muß weggeworfen werden. Ist er hart geworden, dann setzt man beim Aufwärmen soviel reines Wasser zu, daß er wieder leichtflüssig ist. Wenig bekannt ist es, daß ein geringer Zusatz von Spiritus die Bindekraft des Leimes bedeutend erhöht. Wasserfesten Leim stellt man durch Zusatz von chromsaurem Kali her, er muß aber im Dunkeln bereitet und aufbewahrt werden, und erhält durch die Einwirkung des Tageslichtes seine Wasserfestigkeit. Größere zu leimende Stücke, z. B. gesprungene Tischplatten u. s. w. kann man sich nicht selbst verleimen, hier tritt der Handwerker unbedingt in seine Rechte.

Größere Polsterarbeiten müssen gleichfalls dem Fachmann überlassen bleiben, man helfe sich so gut es gehen will durch Ausfüllen schadhafter Stellen mit geeigneten Kissen, die jede Hausfrau aus Bettfedern oder Kapok herzustellen versteht. Mancher Sofa- oder Sesselbezug tut vielleicht noch ganz gute Dienste bis zur Wiederkehr besserer Zeiten, wenn er gereinigt wird. Dazu empfehle ich nachstehendes Mittel, welches besonders für helle, sehr empfindliche Bezüge, vor allem auch Seidenstoffe erprobt ist, leicht und sicher wirkt, und auch auf den heikelsten Stoffen keine Spuren hinterläßt: Benzinoform (Tetrachlorkohlenstoff) 65 Teile, Essigäther 10 Teile, reiner (rektifizierter) Weingeist 10 Teile, in Benzin lösliches fettsaures Alkali (Benzinseife) 1 Teil, Benzin 15 Teile, sind solange zu schütteln, bis eine ganz gleichmäßige Flüssigkeit entsteht. Die Mischung ist nicht feuergefährlich, wird mit weicher Bürste aufgebracht, mit sauberen Lappen entfernt, und beseitigt alle Arten von Schmutz, selbst Fettflecken, ohne den Farben zu schaden.

Nun kommt es nicht selten vor, daß Sofas, Sessel u. s. w. außer allgemeiner Verschmutzung noch besondere Flecken aufweisen, z. B. Wachs-, Talg-, Paraffin-, Stearin-, Lack-, Harz-, Fett-, Oel- oder auch Urin-Flecken, die natürlich der Behandlung mit den beschriebenen milden Mitteln nicht ganz weichen, sondern vor deren Anwendung entfernt werden müssen. Ein Fleckenwasser, das selbst die zartesten Farben nicht verändert, und das natürlich auch für Kleiderstoffe u. s. w. verwendbar ist, bereitet man sich wie folgt: 30 Gramm rektifiziertes Terpentinöl, 160 Gramm 90prozentiger Weingeist, 160 Gramm Aether und 15 bis 17 Tropfen Zitronenöl werden durch mäßiges Schütteln innig vermengt und in einer wohlverschlossenen Flasche aufbewahrt. Beim Gebrauche betupft man die Flecken wiederholt mit dem Fleckenwasser. Auch wird ein reiner Lappen mit demselben befeuchtet und damit die Flecken ausgerieben. Bei sehr alten und hartnäckigen Schäden ist es notwendig, den zum Austreiben derselben dienenden Lappen vorher schwach anzuwärmen. Das Fleckenwasser selbst darf nicht erwärmt werden, da es feuergefährlich ist. Grundbedingung für den Erfolg ist aber stets, das sei ausdrücklich betont, die gründliche Staubentfernung durch Klopfen und Bürsten oder wenn möglich mit Saugluft, ehe ein flüssiges Reinigungsmittel zur Anwendung kommen darf.

Polstermöbel, die mit Plüsch oder anderen einfarbigen Stoffen bezogen sind, kann man sich auch, ohne die Bezüge abzunehmen, selbst neu färben, indem man Teerfarben (Anilin) aufbürstet, diese etwas leimt und nach dem Trocknen durch 10prozentige Essigsäureabreibung farbbeständig macht. Zerrissenen Polstermöbeln gibt man ein anständiges Aussehen durch Anfertigung von Schutz- oder Staubkappen aus Kretonne oder anderem billigen Stoff.

Die Platane.

Novellette von **Lucie Fer.**

Zuerst hatten sie die Franzosen, dann die Deutschen, zwei Tage war sie englisch.

Sie stand am Eingange zu dem französischen Dorfe D., ein mächtiger, gedrungener Stamm, eine üppige Baumkrone darauf. Ihre Wurzeln reichten bis in die Zeit des Herzogs von Aiguillion, der die Platanen liebte, „weil sie schönen, launenhaften Frauen glichen". Sie war die letzte jener berühmten Allée d'Amour, durch die seine Maitressen bis zu dem vergoldeten Gitter seines Parkes fuhren, und den Axthieben der Revolutionsmassen nur entgangen, weil ein betrunkener Jakobiner ihren Stamm umklammerte und zärtlich schluchzte: „Oh, ma France, — — ma belle France —" (Der Abbé Terray führte dieses in seinen Memoiren.)

Ein idealer Beobachtungsstand war in die Platane eingebaut. Bequem, sicher — — eine tadellose Fernsicht über drei Reihen Dörfer hinweg bis zu dem viereckigen Turm von St. Catherine in D., — dicht an der belgischen Grenze. Niedriges, leicht gewelltes Land nach Nordost, — südwestlich Wiesen, die man unter Wasser gesetzt hatte, — nach Westen ein Steinbruch mit Höhlen, Stollen und mörderischen Rissen. Eine Naturfestung von beinahe vier Kilometer Breite und ebenso solcher Tiefe. Das Dorf war an den Stein wie angewachsen. Viele Häuser waren halb in den Fels hineingehauen. Das Vieh stand in Berghöhlen, Heu und Korn wurde in schmalen, langen Felsengängen aufbewahrt.

Das Dorf rückte vom Steinbruch in einem Dreieck vor, mit der Spitze nach Osten. Das letzte Haus, die Spitze, gehörte Mathieu Gérarde, einem zugezogenen Belgier, der anscheinend an Geistesstörung litt. Es war ein armes, kleines Haus, das sich unter der Pracht der großen Platane versteckte. Es stand von den anderen Häusern entfernt, gleichsam wie fortgeschoben. Mathieu wurde gemieden.

Bald nach Ausbruch des Krieges wurden Haus und Baum von einem Stab französischer Offiziere beschlagnahmt. Mathieu wurde mit einer guten Summe abgefunden, hatte Befehl erhalten, das Grundstück zu räumen, hielt sich aber heimlich im Hühnerstall auf. Als er nach einigen Tagen entdeckt, verhört und als taub und gebrechlich erkannt wurde, überließen ihm die Offiziere den Stall und zählten ihn zu dem minderwertigen Inventar des Hauses. — — —

Die Deutschen rückten vor. Sie kamen mit unbarmherziger Schnelligkeit, ihr Angriff auf das nahe D. setzte ein wie der Kolbenschwung einer tadellos funktionierenden Maschine.

Auf dem Beobachtungsstand in der Platane gab es ein wahres Geknatter von Meldungen. Ein französisches Infanterie-Regiment war von Südwesten her zum Flankenangriff vorgeschickt, — im Nordwesten hatten sich Reste der geschlagenen Belgier gesammelt. Die Deutschen sollten in einem Bogen umgangen und zusammengedrückt werden. Ihre Spitze, die auf das Dorf D. zuhielt, sollte mit allen Mitteln vorgelockt werden, — möglichst rasch, damit sie sich wie „eine lange, dünne Nadel" in Frankreich hineinbohrte, um hinterrücks von den umklammernden Truppen abgebrochen werden zu können.

Nach dem letzten Telefongespräch in die rückwärtigen Linien, der letzten Meldung vom Beobachtungsstand wurden die Leitern verbrannt, die Fernsprechleitungen zerstört, das Dorf geräumt. Eine Nacht lang klapperten Planwagen, Karren und Leiterwagen auf der geschotterten Dorfstraße. Kinder schrien, Frauen jammerten, alte Männer liefen planlos in die Häuser zurück, um irgendetwas Unnützes zu holen.

Ein Trupp Militär trieb die Letzten hinaus.

*

Am grauen Morgen standen die Häuser mit offenen Türen, hin und her schwingenden Fenstern wie verwüstete Gestalten, deren vor Schreck aufgerissene Mäuler auf- und zuklappten, ohne einen Ton hervorzubringen. Hunde liefen mit der Schnauze auf den Steinen durch das Dorf, heulten, schrien, suchten die Häuser ab und jagten nach Westen zu. Ein vergessener Ziegenbock bockte durch die Straße, lief mit den Hörnern gegen eine Puppenwiege, die von einem Wagen gefallen war, und tanzte in die offen stehenden Häuser hinein.

Ein Trupp Soldaten, der die Räumung beaufsichtigt hatte, hörte sein Meckern und holte ihn aus einer Küche heraus, wo er den vollen Milcheimer umgeworfen hatte und in einer dicken Milchlache herumschleckte.

Als die Sonne aufging, war keine Seele mehr in dem Dorfe.

Im nahen D. läuteten die Glocken. Die Deutschen hielten auf dem Marktplatz Dankgottesdienst ab. Die Franzosen hatten die Fenster verhängt. Alle Männer gingen mit erbitterten Gesichtern an dem grauen Viereck der Truppen vorbei, Frauen standen in gehässiger Neugier an den Krankenautomobilen, die von einer Seitenstraße abfuhren. Ein Haus am oberen Marktplatz brannte. In der Nacht war aus den verhängten Fenstern auf die biwakierenden Truppen geschossen worden. Es brannte seit drei Stunden. Als die Ansprache des Kommandierenden zu Ende war, stürzte es krachend in das Kaiserhoch und „Deutschland, Deutschland über alles" hinein. — Ein Meldereiter brachte in den Schlußvers die Nachricht, daß die Dörfer bis zum Steinbruch bei D. geräumt seien. — — —

Am Nachmittage stak die Spitze der „deutschen Nadel" im Steinbruch bei D. Die Platane war wieder besetzt. An dem getigerten Stamme liefen die Meldungen und Befehle wie flinke Käfer hinauf und hinunter. In den Küchen brannten die Herdfeuer, die Brunnen spritzten Wasser. — —

Die Räumung von vier Dörfern in einer geraden Linie von Osten nach Westen machte den Hauptmann, der die Vorhut führte, stutzig. Eine Nacht wollte er selbst wachen, beobachten, überlegen. Die Leute hatten den Schlaf verdammt nötig.

Es war Neumond, der Himmel stand voller Sterne. Mars und Saturn strahlten in unerhörtem Glanze. Der Hauptmann, der eine heimliche Liebe zur Astronomie hatte, ging noch einmal in der zehnten Stunde durch das Dorf. Kein Licht brannte. Vor den dunklen Häusern lagen Tornister, Mäntel, Kochgerät. Der Posten schritt die Dorfstraße ab.

„Halt — — wer da?"

„Deutschland!" rief der Hauptmann.

Der Posten grüßte die bekannte Stimme. Ein paar Augenblicke lang klangen die Schritte der beiden Männer auf dem Schotter ineinander. Dann lösten sich die des Hauptmanns nach dem Steinbruch zu. Dort standen Doppelposten, fünfzig Schritt hin und her. Der Bruch konnte ja eine Falle sein, geheime Zugänge, irgendwo. Aber nichts regte sich.

Der Hauptmann ging wieder zurück. In schweigender Pracht schwang sich der Himmel im Osten empor, von dem schimmernden Bogen der Milchstraße gestützt. Der Hauptmann blieb am Eingange des Dorfes stehen. Kein Laut. — Die Geschütze und Truppen, die von D. unterwegs waren, fuhren auf weichem Boden, und das dumpfe Pochen von Belgien her war seit dem Abend verstummt.

Er drehte sich herum, um das Siebengestirn zu sehen, und fand es von der Platane verdeckt. In einer plötzlichen Erinnerung an manche Stunde auf dem Hausdache seines Freundes, eines bedeutenden Astronomen, begann er, die neugezimmerten Leitern zum Beobachtungsstand hinaufzusteigen. Er stellte oben das Fernrohr ein und bestrich langsam den Orthimmel. — —

Ein leises Scharren schreckte ihn aus dem Sternbild der Kassiopeia. Er spähte durch die dichten Zweige nach unten und sah einen dunklen Klumpen am Fuße des Baumstammes. Das Scharren und Kratzen dauerte an. Er rief. Niemand antwortete. Es mochte ein herrenloser Hund sein. Er pfiff. Es scharrte weiter. Jetzt war es wie ein kreischendes Sägen.

Er schob das Fernrohr zusammen und begann vorsichtig hinabzusteigen. Als er an den Leitertritt kam, trat sein Fuß in die Luft. „Hallo! Wieder so eine verfluchte Heimtücke." Er ließ sich geschickt am Stamm hinuntergleiten. Die Rinde splitterte und flog umher. Als er auf dem Boden stand, war der Klumpen fort. Er ließ die Taschenlampe aufblitzen. — Da, vor ihm, eine Säge. „Aha." Ein Riß klaffte in dem Baumstamm.

Der Posten kam eilig auf den Laternenschein zugelaufen.

„Halt — wer da?"

„Schon gut, Drescher. — Haben Sie etwas bemerkt?"

„Ein Hund lief über den Weg."

„Ein Hund? — Schön. — Nehmen Sie engere Fühlung mit dem Posten an den Wiesen. Der Baum hier ist wichtig. Wann kommt die Ablösung?"

Der Posten sah auf seine Leuchtuhr.

„In zwölf Minuten."

„Geben Sie den Befehl weiter. — Wohin lief der Hund?"

„Er muß auf dem Hof vom Herrn Hauptmann sein."

Der Hauptmann nahm seinen Revolver und ging auf das Haus neben der Platane zu. Er stolperte, knipste seine Lampe an — — — die Leiter lag im Grase. Er leuchtete den Hof ab. Nichts. Er pfiff. — Kein Laut.

Dann vom Hühnerstall her ein Krähen, das plötzlich abbrach. — Also Federvieh war noch hier. Der Hauptmann ging bis an die Lattentür des Stalles. Ein Fetzen Platanenrinde lag dicht davor.

Der Hauptmann pfiff durch die Zähne und ging den Leutnant Schmidt wecken. Schmidt holte den Unteroffizier von seiner Kompagnie. Sie wachten bis zum Morgen.

Am Morgen ging es rasch. Sechs Mann vor dem Stall, zwei hinein. Mathieu wurde unter einer Schütte Stroh hervorgezogen, das Gesicht zerschunden, ein abgewürgter Hahn neben ihm. Sie führten ihn unter die Platane, zeigten ihm Säge und Riß im Stamm.

Er lachte dumm.

Sie fragten ihn. Er lachte und schüttelte den Kopf. Ein Mann legte auf ihn an. Er hielt den Arm vor das Gesicht, winselte und heulte wie ein Hund und kroch auf Händen und Füßen zu dem Hauptmann hin. Der sah in das blutige Gesicht.

„Ekelhaft!" murmelte er. — „Sperrt den Idioten ein!"

Mathieu wurde auf seine Strohhütte gesetzt, mit Essen und Wasser versorgt und allein gelassen. Die Stalltür wurde verrammelt und bewacht.

*

Gegen Mittag meldete der Beobachter auf der Platane, daß die nachrückenden Truppen von D. eine Schwenkung nach Süden machten und sich in einer Mulde zwischen den Dörfern E. und B. zusammenschoben. Von Nordwesten ein Flieger, — — noch einer, — die bis über den Steinbruch flogen und wieder absurrten. Ins Abkochen hinein krachte die Meldung von rückwärts:

„Rückzug nach D."

In einer Viertelstunde war das Dorf geräumt. — Bei D. kam es zu erbitterten Kämpfen. Der Umgehungsversuch der getrennten Feindestruppen war durch einen Seitenstoß der Deutschen vereitelt worden. Sie vereinten sich nun unter geschicktem Rückzuge in dem Gelände zwischen jenem Dorfe am Steinbruch und der Stadt D. und hielten zwei Tage lang den Vormarsch der Deutschen auf.

Ein englisches Regiment war dazugestoßen.

Englische Offiziere wohnten in dem Hause an der Platane. Sir Walter Riley, der in der zweiten Nacht über den Hof ging, um seinen Burschen zu wecken, der die Teebüchse verlegt hatte, hörte aus dem Stall ein jämmerliches Heulen. Er stieß die Tür auf und leuchtete in die Ecke.

Mathieu Gérarde biß wie ein wütendes Tier um sich. Er wurde vor den Oberst geführt. Sein wildes, blutiges Gesicht schreckte vor den freunden Uniformen.

Sie sprachen Französisch und Englisch mit ihm. Sie sprachen, freundlich, sie lächelten. Er schüttelte den Kopf und zeigte aufgeregt nach seinen Ohren:

„Les Boches — les Boches!"

Die Offiziere verzogen verächtlich die Lippen. Der Offizier, ein hellblonder Mann mit einem hochmütigen Gesicht, sagte halblaut:

„Es ist also doch wahr. Diesen armen Idioten geschunden und den Menschen zum Verhungern in den Stall geworfen. Dieses Volk verdient wahrhaftig — —" Er machte eine wegwerfende Handbewegung. — — —

*

Mathieu saß in seiner Stallecke und stopfte die letzten Cakes in den Mund, da lief und klapperte es über den Hof. Rufe, Kommandos, Geschütze rasselten. Er hörte nichts. Er hörte auch nicht die Stille, die hinter dem Lärm herkroch. Er schlief die Nacht durch wie ein fattes Tier.

Am Morgen waren die Deutschen da. Verstaubte Gesichter, fiebernde Augen. Die Engländer hatten bei der eiligen Flucht reiche Vorräte zurückgelassen.

Der Hauptmann jener Vorhut, die schon einmal hier gewesen war, stand unter der Platane und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Offiziere standen um ihn herum. Er wies auf den Beobachtungsstand und erzählte die Erlebnisse jenes Abends.

Während alle hinaufblickten, schlich sich eine dürre Gestalt aus dem Hofe, kroch wie ein Hund zwischen den Offizieren hindurch — und gerade als der Hauptmann sich umwandte und den Arm hob, fuhr ihm ein langes Brotmesser in die Brust.

Er streckte den Arm vor, taumelte, sah das zerstörte Gesicht des Belgiers und stürzte mit einem verächtlichen „Ach!" in die Knie. — Mathieu fiel in dem gleichen Moment von Leutnant Schmidts Kugel.

Mathieu wurde im Norden der Platane eingescharrt.

Der Hauptmann bekam ein Grab nach Westen zu.

In der Nacht traf eine verirrte Granate den Baum. Er bog sich, stöhnte und deckte mit seinen krachenden Aesten beide Gräber zu.

Ein neues Aräometer für Salzgehaltbestimmungen im Meerwasser. Aräometer sind Glasspindeln, die mit einer Skala versehen sind, an der man das spezifische Gewicht der Flüssigkeit ablesen kann, in die man sie eintaucht. Selbstverständlich kann diese Skala auch schon so eingerichtet sein, daß man von ihr direkt den Gehalt an bestimmten Stoffen ablesen kann, so den Alkoholgehalt einer spirituösen Flüssigkeit, den Fettgehalt der Milch, den Salzgehalt einer Salzlösung. Die bisherigen Aräometer, welche ganz unter die Flüssigkeitsoberfläche getaucht werden können, leiden an dem Uebelstande, daß ihre Ablesung in einem bestimmten Augenblick, wo sie sich in der Flüssigkeit schwebend halten, geschehen muß. Ein von Anders Angström konstruiertes Aräometer läßt sich, wie die „Chemiker-Zeitung" berichtet, durch eine einfache elektromagnetische Vorrichtung in geeignete Lage unter die Oberfläche hinabziehen, nachdem es vorher mit Platingewichten belastet wurde. Aus der bekannten Belastung und der für das Hinabsenken verwendeten elektrischen Stromstärke ist die Dichte der Flüssigkeit zu bestimmen. Der Apparat ist in erster Linie zu Dichtigkeitsbestimmungen im Meerwasser bestimmt.